

Katholische Ortsbestimmung im Vorfeld des Reformationsjubiläums

Kampf um die Deutung

Was wird 2017 eigentlich genau gefeiert? Geht es um die Vergewisserung evangelischer Identität? Markiert die Reformation nur ein Schisma im Christentum oder kann man von einer Epochenschwelle für ganz Europa sprechen? Und welche Chancen ergeben sich vor diesem Hintergrund durch das Jubiläum für die Ökumene? VON JOHANNA RAHNER

Brief- oder Notenwechsel gehören zu den gehobenen Spielarten der Diplomatie. Mitunter sind sie dann vonnöten, wenn ein offizieller Austausch zwischen zwei Nationalstaaten in einer bestimmten Angelegenheit aus verschiedenen Gründen nicht möglich oder inopportun und daher ein anderes, eben diplomatischeres Vorgehen angebracht erscheint. Nun kann man sicher trefflich darüber spekulieren, was wohl der tiefere, diplomatische Sinn des Notenaustausches/Briefwechsels zwischen dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Landesbischof *Heinrich Bedford-Strohm*, und dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), Kardinal *Reinhard Marx*, zur Erinnerungsfeier des 31. Oktobers 1517 gewesen sein mag – ein Novum ist er allenthalben und er zeigt, dass allerhand Diplomatie nötig scheint, um dem näherzukommen, was Anlass und Ziel des Notenwechsels ist: eine „gemeinsame ökumenische Gestaltung des festlichen Erinnerns 2017“. Warum ist das so?

Historische Ereignisse, die sich dem kulturellen Gedächtnis eingepägt haben, sind immer beides: reale Geschichte und identitätsstiftende Erinnerung. Eine neutrale Bewertung des Ereignisses ist kaum möglich, denn das historische Urteil über das Geschehen beinhaltet immer auch ein Urteil über die Wirkungsgeschichte des Ereignisses. Das Erinnern der „Reformation“ bedient daher auch immer den „konfessionellen Ursprungsmythos“ – übrigens, historisch betrachtet, der Kirchen der

Reformation und der römisch-katholischen Kirche.

Kann daher 2017 überhaupt zu einem ökumenischen Ereignis werden? Wenn ja, woran wird sich seine Ökumenizität festmachen? Dabei wäre eine gemeinsame Ein- aber auch Wertschätzung der Reformation – wie dies das Dokument der Dialogkommission zwischen dem Lutherischen Weltbund (LWB) und dem Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit, „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“, oder der Text des Ökumenischen Arbeitskreises, „Reformation 1517–2017. Ökumenische Perspektiven“ (HK, Mai 2015, 225–226), versuchen – nur ein erster Schritt. Was man aber zu feiern gedenkt, ob und wie eine gemeinsame Gedenkfeier gelingen kann, und die mit der Beantwortung dieser Fragen verbundenen Herausforderungen scheinen aber genau jenes diplomatische Geschick zu erfordern, dass sich im Medium der Einladung durch den EKD-Ratsvorsitzenden und ihrer Annahme durch den Vorsitzenden der DBK zum Ausdruck bringt.

Ob diese, auf die gute persönliche Beziehung beider Vorsitzenden setzende Diplomatie indes dazu geeignet ist, Diskussionen und Anfragen bezüglich eines ökumenischen Feierns endgültig *ad acta* zu legen, kann durchaus bezweifelt werden, gerade angesichts der ins Auge gefassten eher symbolpolitischen Aktivitäten wie der gemeinsamen Israelreise der EKD-Spitze und der DBK oder der Idee eines Buß- und Versöhnungsgottesdienstes (vgl. dazu den jüngst veröffentlichten, vom Päpstlichen Rats zur Förderung der Einheit der Christen

und dem Lutherischen Weltbund verantworteten Entwurf), der zu Recht das Gedenken der Opfer der Geschichte der Reformation anmahnt, indes aber die Frage nach einem gemeinsamen, affirmativ-substanziellen Bezug auf die Reformation offenlässt, oder dem inhaltlich wie strukturell doch eher im Vagen verbleibenden gemeinsam zu feiernden „Christusfest“.

Der Zweifel verstärkt sich mit Blick auf die Weltebene, insbesondere im Hinblick auf die von der EKD immer noch eher ignorierten gemeinsamen Vorbereitungen des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit, die ihren „Höhepunkt“ im Besuch von Papst *Franziskus* zum Jubiläum des Lutherischen Weltbundes in Lund am 31. Oktober 2016 finden werden – ein weiterer symbolischer Akt, der sich letztlich dem „Streit der Interpretationen“ nicht wird entziehen können.

Versuchung einer Instrumentalisierung

Das indes passt zu der Beobachtung, dass in den letzten Jahren nicht etwa in wissenschaftlichen Fachjournalen, sondern in den deutschen Feuilletons der Kampf um die Deutungshoheit in Sachen Reformation ausgetragen wird (vgl. unter anderem in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung: *Thomas Kaufmann*, Luthers kopernikanische Wende, 27. Oktober 2013; *Udo Di Fabio*, Kompass für die Welt, 21. April 2014; *Hartmut Lehmann*, Vom Helden zur Null?, 26. Oktober 2014; *Christian Geyer*, Martin Luther – Freiheitskämpfer oder Volksverhetzer?, 19. November

2014). Und es wird mit harten Bandagen gekämpft. Hier prallen historische Dekonstruktionsversuche und kulturprotestantisch angehauchte Identitätsdiskurse im Stil der Luther-Renaissance zu Beginn des 20. Jahrhunderts fast ungebremst aufeinander. Zwei Probleme treten dabei offen zutage.

Die medial forcierte „Eventisierung“ des Ereignisses wird nicht nur von den akademisch mit dem Thema Betrauten zunehmend mit Argwohn betrachtet. Zugleich sind die Klagen über ein Reformationsjubiläum im Zeichen nationaler Vereinnahmung und konfessioneller Abgrenzung seit Beginn der Luther- beziehungsweise Reformationsdekade bereits Legion; die Diskussion um die Dachmarkenkampagne des Kuratoriums zur Vorbereitung des Reformationsjubiläums, die das Lutherkonterfei in Schwarz-Rot-Gold zum Besten gibt, spricht hier Bände. Die Lerngeschichte der damit in der Bundesrepublik beschäftigten Institutionen während der ersten Hälfte der damals noch so bezeichneten „Lutherdekade“ zeigt, dass man mit allerlei argumentativer Anstrengung und publizistischem Aufwand zu verhindern sucht, was sich rein medientechnisch nicht verhindern lässt: die Personalisierung und Nationalisierung des Ereignisses.

Wiederbelebung konfessionalistischer Stereotype?

Zum anderen scheint noch immer nicht die Versuchung gebannt, aus 2017 eine Identitätsveranstaltung protestantischer Selbstvergewisserung zu machen. Einem solchen Versuch gegenüber erweist sich nicht nur das Grundanliegen historischer Reformationsforschung als sperrig. So schreibt *Christoph Marksches* in einem Kommentar zum EKD-Grundlagentext „Rechtfertigung und Freiheit“: „Wollte man die Ergebnisse der historischen Wissenschaft radikal ernst nehmen, wäre es überhaupt schwierig, am 31. Oktober 2017 irgendetwas zu feiern“ (in: *Zeitzeichen*, Juli 2014, 18).

Recht hat er. Darum handelt, wer sich, wie zum Beispiel der EKD-Grundlagentext selbst, daran versucht, die Gegenwartsbedeutung der Reformation in einer „autonomen Aneignung der Vergangenheit durch eine gänzlich anders

strukturierte Gegenwart“ zu sichern, berechtigterweise den Vorwurf der Geschichtslosigkeit und der Instrumentalisierung ein (vgl. *Thomas Kaufmann*, *Geschichtslose Reformation*, in: *Zeitzeichen*, August 2014, 12–15). Und das nicht nur, weil sich solche Versuche mitunter darin ergehen, die versammelten Errungenschaften der Moderne anachronistisch auf Luther und die Reformation zurückführen zu wollen. Das vermag allenfalls plausibel zu machen, wieso im 21. Jahrhundert ein säkulares, multikulturelles und multireligiöses Staatsgebilde wie die Bundesrepublik sich mit ihren Werten irgendwie auch in der Reformation wiederentdecken kann und wieso sich daher das (nicht nur finanzielle) Engagement der „Berliner Republik“ in Sachen 2017 „lohnt“. Gekrönt wird dies wahrscheinlich dann durch den für den 31. Oktober 2017 im Deutschen Dom zu Berlin geplanten Festakt, der (protestantische) Kirchen- und Politprominenz in der „Trutzburg“ des Kulturprotestantismus versammeln wird.

Indes wirken die damit verbundenen Erklärungsmuster angesichts der komplexen Entwicklungsgeschichte der Moderne – gerade auch ihrer Leitgedanken Demokratie, Toleranz, Menschenrechte, aber auch der sie prägenden Pluralisierung von Lebenswelten und Weltanschauungen und so weiter – eher als eine Karikatur der historischen Entwicklung. Differenzierung tut Not. Dazu zählt ein offener Blick auf die nicht nur in der Weimarer Republik sichtbar gewordene Demokratieskepsis gerade auch des deutschen Protestantismus ebenso wie die selbstkritische Rechenschaft über das Exklusionspotenzial des theologischen Ansatzes Luthers, der nicht nur die Papstkirche seiner Zeit einer theologisch illegitimen Werkgerechtigkeit überführt, sondern auch durch die zum theologischen Schibboleth stilisierte Antithese von Gnade und Werke die zeitgenössisch übernommene Judenfeindschaft nochmals theologisch verfestigt. Zugleich stellt sich freilich die Frage, auf welcher dunklen Folie denn dieses aufklärerisch-moderne Licht der Reformation – gerade dort, wo es als konfessioneller Identitätsmarker „autonom“ und „gegenwartsbezogen“ verinnahmt wird – erstrahlen soll?

So wundert sich die katholische Ökumenikerin zunächst nur bedingt, dass, wenn es mit Blick auf 2017 darum geht, die religiöse Kernsubstanz wie die theologischen „Grundeinsichten“ der Reformation zu benennen, am Ende einer überaus präzisen und anerkenntniswerten historischen Dekonstruktion der Reformation doch nur Allgemeinplätze stehen wie diese: dass „der in der Bibel bezeugte und von Jesus als Vater erschlossene Gott seine Geschöpfe bedingungslos liebt“, in dem „die Menschwerdung dieses Gottes Dreh- und Angelpunkt der christlichen Existenz ausmacht“, oder dass dieser Glaube „persönlich angeeignet sein will und der Bejahung und Ausbildung personaler Identität dient, dass eine dem Glauben dienende menschliche Vergemeinschaftung der prinzipiell gleichberechtigten Christenmenschen sinnvoll und erwünscht ist“ und dass der Glaube „nicht gegen die Zeit und Welt, sondern mit Mitteln der Vernunft und im Horizont konkurrierender Wahrheitsansprüche in Zeit und Welt artikuliert zu werden verdient“ (vgl. *Thomas Kaufmann*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. November 2011).

Was der katholischen Feierlaune im Weg steht

Aber so richtig die Sprache verschlägt es ihr dann, wenn der Beitrag am Ende festhält, dass ein solches „Verständnis des Christentums mit dem römischen Katholizismus schwerlich zusammengeht“. Ein solches Resümee kann man getrost ins Reich der konfessionalistischen Wahrnehmungsverzerrung verabschieden, in dem Vorurteile fröhlich Urstand feiern, die man selbst einer längst der vergessenen antiökumenischen Vergangenheit zuordnen würde. Ein unter solchen Vorgaben inszeniertes Jubiläum macht aus der Reformation eine protestantisch-konfessionalistische, deutsche Provinzposse. Es wäre höchste Zeit, nicht nur verbal abzurüsten, sondern sich noch einmal genauer zu überlegen, ob das, was man eigentlich feiert, immer nur im Stile einer antiökumenischen Profilierung daherkommen muss.

Nein, jene Larmoyanz, mit der manche katholischen Kreise geradezu stereotyp

wiederholen, dass Katholikinnen und Katholiken 2017 nichts zu feiern haben, weil man die Spaltung der Abendländischen Kirche, in der die Reformation geendet hatte, doch nicht feiern könnte, taugt nun wirklich nicht dazu, Feierlaune im Blick auf 2017 aufkommen zu lassen. Indes darf auch die Stichhaltigkeit eines stets wiederholten Arguments kritisch hinterfragt werden. Die Spaltung der Kirche ist keineswegs das einzig (theologisch oder kirchlich) relevante Ergebnis des epochalen Ereignisses „Reformation“. Ein solches Denken wirkt nicht nur miesepetrig und kleinlich; es macht auch klein – die Reformation und (!) die katholische Kirche.

So hat es nicht nur bis zum Zweiten Vatikanum gedauert, dass auch kirchenoffiziell die Schuld an der Spaltung der Kirche auf beiden Seiten gesucht und eingeräumt wurde (vgl. das Konzilsdokument „Unitatis Redintegratio“, Nr. 3,1) und sich die Bewertung von der Verurteilung zu einer ökumenisch geöffneten Perspektive verschiebt. Bis heute bleibt der Eindruck: Reformation – das ist immer noch eher ein Problem „der anderen“. Ignoriert wird dabei die Tatsache, dass auch die römisch-katholische Kirche in der Wirkungsgeschichte der Reformation steht, vielleicht in viel stärkerem Maße als dies jene Kirchen wahrnehmen, die von sich so selbstbewusst und exklusiv behaupten, aus der Reformation hervorgegangen zu sein. Wo aber bleibt katholischerseits die Bereitschaft, positiv zu bedenken, wer oder was man wäre ohne Reformation? Eine andere Kirche? Vielleicht. Eine bessere? Mit Sicherheit nicht!

Manchmal entscheidet über die Deutung und Bedeutung einer Sache schon, welchen Namen man ihr gibt (vgl. zum Folgenden: *John W. O'Malley, Trent and all that. Renaming Catholicism in The Early Modern Era, Cambridge 2002*). Wie sollen wir also die unmittelbare katholische Wirkungsgeschichte der Reformation nennen? Gegenreformation? Katholische Reform? Tridentinische Reform? Barock-Katholizismus? Zeitalter der Konfessionalisierung? Namen sind hier alles andere als Schall und Rauch, denn mit ihnen entscheidet sich Grundsätzliches über Stellenwert, Leitperspektive und Bewertung der Reformation. Wer den Terminus „Gegenreformation“ goutiert, entwirft schnell das Bild eines reaktionären, sophistisch-apologetischen, zentralistischen Antiprotestantismus als Grundmerkmal des Katholisch-Seins nach der Reformation. Wer indes „Katholische Reform“ oder ähnliches bevorzugt, legt Wert auf die Einbettung des Geschehens des 16. Jahrhunderts in die zeitgenössischen Reformbewegungen – beginnend mit dem späten Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert –, macht damit aber das Geschehen der Reformati-

on zum episodischen Ereignis und konzentriert sich im Weiteren auf die Neuorientierung der katholischen Kirche. Wer indes vom „Zeitalter der Konfessionalisierung“ spricht, legt Wert auf die Beschreibung der gesellschaftlichen und sozialen Differenzierungsprozesse, die letztlich zu sich gegenseitig kaum mehr verstehenden, geschweige denn miteinander kommunizierenden, konfessionell geschiedenen Lebenswelten führen.

2017 – ökumenisch

Es ist die Apologetik des 19. Jahrhunderts, die den Nimbus des Gegenreformatoren in der katholischen Identität verfestigt, Trient zum „Leitmythos“ einer antimodernen Selbstinszenierung und so die Catholica zur „Arche der Wahrheit“ in der Sintflut von Relativismus und Beliebigkeit, aber auch von Demokratie und als Libertinage denunzierter Freiheit stilisiert. Das Zweite Vatikanum bricht bewusst mit dieser „Monotonie des Katholischen“ und führt so auch ökumenisch zu einer „Schleifung der Bastionen“. Daher stellt sich die Identitätsfrage ganz neu: Wer wollen wir als römisch-katholische Kirche sein mit dem Erbe der Reformation als (positivem) Auftrag im Gepäck? Die katholische Kirche ist – mit den Worten des Ökumenebischofs der DBK, *Gerhard Feige* (Magdeburg), – zwar keine „Kirche der Reformation“ geworden; man könnte aber vielleicht – wie der Jesuit und Publizist *Mario von Galli* 1962 – davon sprechen, dass sie sich von der „Gegenreformation“ verabschiedet und auf den Weg einer „Mitreformation“ begeben hat (vgl. *Katholische Thesen zum Reformationsgedenken 2017, These 4*). Ein katholisches Nachdenken über die Reformation bedeutet daher nicht einfach eine Art Vergangenheitsbewältigung. Vielmehr sind es gerade die damit zu verbindende Gegenwartsanalyse wie die Frage der sich daraus ergebenden Zukunftsperspektive, die dies bis heute so herausfordernd machen. Die entscheidende Phase der katholischen Wirkungsgeschichte der Reformation hat mit dem Konzil erst begonnen. Eine echte katholische Aneignung der Reformation steht also noch aus. Auch dafür könnte ein gemeinsames Erinnern 2017 entscheidende Impulse geben.

Zum ersten Mal in der Geschichte besteht 2017 die Möglichkeit, aus einer konfessionell eingeführten Erinnerungskultur der Reformation herauszukommen. So lässt sich ein theologisch zutreffendes Resümee der Reformation nur mit und nicht gegen eine ökumenische Perspektive erreichen. Dabei geht es nicht darum, ob Luther ein „Reformkatholik“ war – die Frage ist historisch banal. Es geht darum, deutlich zu machen,

Johanna Rahner (geb. 1962) ist seit 2014 Professorin für Dogmatik, Dogmengeschichte und Ökumenische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen. Zuvor war sie Professorin für Systematische Theologie an der Universität Kassel und der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bamberg. Verschiedene Veröffentlichungen zu ekklesiologischen, sakramententheologischen und ökumenischen Fragestellungen.

dass die Reformation kein konfessionelles Ereignis war.

„Reformation“ beginnt lange vor Luthers Thesenanschlag 1517, ist ein Vorgang der gesamteuropäischen Geistesgeschichte und umfasst als epochales Ereignis mehr als nur einen theologischen oder frömmigkeitsgeschichtlichen Kategorienwechsel, der im formalen Bruch der Kircheneinheit der Kirche des Westens und in einer damit einsetzenden Pluralisierung der Konfessionen endete. Mit der Reformation werden die grundlegenden religiösen, gesellschaftlichen, kulturellen und theologischen Brüche und Verwerfungen am Epochewechsel von Mittelalter zu Neuzeit endgültig sichtbar. Mit dem kanadischen Philosophen *Charles Taylor* (Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt 2012, bes. 112ff.) kann man das, was bis zu den Reformbewegungen des 14. und 15. Jahrhunderts zurückreicht und mit der „Affäre Martin Luther“ breitenwirksam wird, auf drei Punkte konzentrieren.

Erstens die Hinwendung zu einer stärker verinnerlichten und intensiveren Frömmigkeit, die dazu führt, dass diese Frömmigkeit nicht mehr nur ein Kennzeichen religiöser Eliten (zum Beispiel des Klerus oder der Orden) ist, sondern letztlich alle einbezieht; die religiöse Praxis ganzer Gesellschaften intensiviert sich – alle sollen zu guten, das heißt überzeugten und auch nach ihrem Glauben lebenden Christinnen und Christen werden – und sie individualisiert sich zugleich.

Zweitens ein wachsendes Unbehagen an den sakral-sakramentalen, mitunter ins Magische tendierenden kirchlichen Vermittlungsformen, denn sie werden zunehmend als Ablenkung vom Eigentlichen empfunden und durch die als macht-strebigen, ja als ihre Macht missbrauchend verdächtigten kirchlichen Repräsentationsstrukturen in Frage gestellt.

Drittens die neu wieder ins Zentrum gestellte Idee der Erlösung durch den Glauben, die zugleich die Gottesbeziehung intensiviert und von falschen Ängsten und Zwängen befreit – denn Gott ist nun der einzige, dem Ehrfurcht gebührt – und wiederum die Beziehung zu Gott personalisiert und in eine gewisse Unmittelbarkeit führt.

Jede der sich erst später unter anderem als differente Konfessionen etablierenden religiösen Bewegungen am Übergang von Mittelalter und Neuzeit antwortet auf diese Herausforderungen auf ihre je eigene und damit auch unterschiedliche Art und Weise.

Die Reformation nicht ihres religiösen Kerns berauben

Von hier aus sind die kulturellen, medialen wie religiösen prägenden Verschiebungen und Impulse neu in den Blick zu nehmen. Zunächst spielt sich alles, ob politisch, sozial, spirituell oder ökonomisch, in einem noch zutiefst religiös imprägnierten und zugleich existenziell spannungsvoll empfundenen Beziehungsgeflecht von Individuum und Gemeinwesen ab – sei dieses Gemeinwesen nun religiöser oder säkular-politischer Natur – und entwickelt gerade aufgrund dieser religiösen Grundimprägnerung seine weitere politische, soziale und auch wirtschaftliche Dynamik.

Zum einen, indem das Beziehungsgeflecht durch den religiösen Gehalt intensiviert und vorangebracht wird, zum anderen, indem es sich von ihm ablöst und mitunter bewusst in Abgrenzung davon definiert. Wer Reformation jenseits dieses theologischen Gehalts zu einem religiös indifferenten Ereignis umdeuten will – vielleicht um es in unserer multi-religiös-säkularen späten Moderne politisch-korrekt und so pluralismustauglich feiern zu können –, geht an ihrem eigentlichen Gehalt vorbei. Daher gehört es auch zum gemeinsamen ökumenischen Erbe, dass sich Theologie und Kirchen dagegen zur Wehr setzen dürfen, ja müssen, dass die kulturell-politische Deutung und Bedeutung der Reformation ihres religiösen Kerns beraubt und kulturgeschichtlich quasi theologisch naturalisiert und damit neutralisiert wird.

Dass indes die mit der Reformation in Gang gesetzte Konfessionalisierung nicht bei einer Engführung des eigenen religiösen Profils und damit einer Verarmung theologischer Positionen und einem mentalen Provinzialismus stehen blieb, dass die mit der Reformation einsetzende politische Instrumentalisierung von Religion, wie sie dann in den kirchlichen Konfessionskonflikten

des 16. und 17. Jahrhunderts sichtbar wurde, nach ihrer staatlich-säkularen Bändigung durch manche innerkonfessionellen Konflikte hindurch zu einem konstruktiven Miteinander geführt hat, ist letztlich ohne die Erkenntnis eines gemeinsamen Fundaments und einer geteilten Glaubensbasis, also ohne ökumenische Perspektive nicht denkbar.

Ohne Zweifel steht die staatsrechtlich verbürgte, friedliche Koexistenz des Plurals der Konfessionen und Denominationen am Beginn des neuzeitlichen Europas samt seiner gerade von religiösen Minderheiten im Gefolge der Reformation erkämpften Werte von Toleranz, Religions-, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Dass die Konfessionen dann aber – aus der Mitte ihrer eigenen Überzeugungen heraus – zur Erkenntnis der gegenseitigen Bereicherung gelangen, die ihrerseits friedentiftend und toleranzbegründend wirkt, indem sie aus der eigenen, apologetischen Selbstverteidigung herauskommen, dem anderen nicht abwertend, sondern wertschätzend begegnen, seine Position zu respektieren lernen, in einen Dialog eintreten und damit sich selbst und die Wahrnehmung des anderen verändern, ist Frucht eines religiösen Lernprozesses, der seinesgleichen sucht.

Er entwickelt eine Methode, die mit sich zunächst widersprechenden Wahrheitsansprüchen produktiv umgeht, die nicht nur Respekt für die Position des anderen entwickelt, sondern auch die eigene Position wie den Blick auf das gemeinsam Bezeugte davon inspirieren lässt. Dieses konstruktive Miteinander und nicht der beziehungslose Plural der Konfessionen ist das entscheidende Erbe der Reformation, das eine „europäische Identität“ bis heute grundlegend prägt. Wer daher heute von Willkommenskultur, Toleranz, Glaubens- und Gewissensfreiheit und so weiter spricht, bewegt sich auf einem Fundament, das ohne diese einzigartige, ökumenische Wirkungsgeschichte der Reformation nicht existierte. Sie stellt eine bleibende, gemeinsame Gabe und Aufgabe dar. Es gibt gute Gründe, sich des hier zurückgelegten Wegs gemeinsam zu erinnern und dies – ohne Wunden, die geschlagen und Menschenleben, die geopfert wurden, zu verschweigen – auch feierlich zu begehen. ■